

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 3

Artikel: Episode im Herbst
Autor: A.L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und ich wandere weiter. Hier wird der Weg etwas holperig und uneben, macht einen Sprung hinauf und hinunter. Ob er's mir zur Kurzweil tut? Da und dort liegen ein paar Velofahrer im Grase und sonnen sich. Sie haben sich ausgezogen und breiten Brust, Arme und Beine vor der Sonne aus. Kupferbraun sind sie schon.

Das Velo ist heut die große Mode.

Wie unzeitgemäß ich bin, wie altmodisch! Der Fußgänger mit seinen zwei Beinen!

Und doch, ich muß wandern, nur wandern!

Nach einer Wegbiegung taucht drüben die Kirche von Innerthal wieder auf, die paar Häuser daran und die Giebel am Wasser. Gleich werde ich sie erreicht haben. Aber ich habe mich getäuscht. Immer kommt ein neues Vorgebirglein, und wieder eines, Wald und Weiden und Wald. Über den See her trillert Musik. Ja, wenn ich querüber gehen könnte wie der heilige Franziskus, der auf den Wassern wandelte! Aber noch einmal holt der Weg zu einer mächtigen Schleife aus und senkt sich auf das Niveau des Sees. Und bald ist der Staudamm erreicht. Noch ein paar Minuten, und der Kreis ist geschlossen. Was für ein Kreis!

Drei Stunden! Um Nu sind sie mir hingeflo-

gen. Und wie viel schenkten sie mir: ein ganzes Bergtal, eine Farbensinfonie von Blau und Grün, von Braun und Silbergrau, von Sonnengold und Abendglanz.

Abend ist es geworden. In Scharen strömen die Touristen daher. Wie ein ausschwärzender „Umb“ hängen sie sich an die großen Postwagen und bestürmen ihn. Er ist viel zu klein. Ein anderer wird erwartet und noch ein anderer. Es war ein Reisetag, an dem niemand zu Hause blieb.

Der Herbst steht vor der Türe. Jeder sucht noch Wärme und Glauben an eine bessere Zukunft einzubringen. Und manchem ist das Kunststück gelungen, nach trüben Tagen wieder froh zu werden.

Mög er recht lange nicht vergessen, was er hier oben gelernt hat: es trägt nichts ab, sich von den Aufregungen des Tages mitreißen zu lassen. Und wenn du alle Zeitungen liesest und die Nachrichten aller Sender hörest, du würdest doch nie erfahren, was in den Sternen steht.

Ich zählte zu den Letzen, die den Wagen bestiegen.

Hoch einen Blick auf den See und die eindämmenden Hüter, die das letzte Leuchten tragen, dann „rollte“ auch ich dem Tale zu.

Episode im Herbst.

Als Frau Renate nach einer unruhigen Nacht sich später als sonst an den Frühstückstisch setzte, fand sie neben ihrem Teller ein mit ausländischen Marken beliebtes Päckchen, das außer einem Buch nichts weiter enthielt als eine kurze Karte mit einer formellen Widmung und dem Vermerk: „S. 130.“ Dort aber stand:

„Wie lange ich Dich habe, danach frage ich nicht. Das Glück kann keine Ausdehnung haben, denn es ist ein Punkt, in dem sich zwei Schicksalslinien kreuzen. Deshalb sollte man immer so leben und lieben, als ob der gegenwärtige Augenblick der letzte sei. Nichts ist quälender als der Gedanke an sein versäumtes Glück.“

Und jäh überkam sie noch einmal das Erlebnis der vergangenen Tage, an das anknüpfend ihr diese Gabe zuteil wurde, und das Unruhe und Verwirrung schaffend in ihr einfaches und geruhiges Leben eingebrochen war.

Sie war sonnensehnsüchtig und voll Verlangen nach einem von Arbeit und gewohnter Umgebung vollkommen losgelösten Tag an den Bodensee gefahren. Den See, der ihr lieb und vertraut war wie kein anderer, der gleichsam das Band bil-

dete, das blau und leuchtend sie noch mit einem Teil ihres Seins an die Heimat ihrer Mädchenjahre band. Hingegeben an die Schönheit eines strahlenden Vorfrühlingstages, in der See und Himmel in gleicher Bläue schimmerten und der weiße Kranz des Hochgebirges weither leuchtete, wanderte sie durch Meersburgs winklige Gassen. Dann saß sie lange auf einer Mauer oben am Schloß und ließ alle Sonne und Schönheit in sich hineinfließen, ohne zu merken, daß sie schon geräume Zeit nicht mehr allein war. Unweit von ihr lehnte ein Herr, ein alter Herr. Er mochte wohl etwas über sechzig sein, groß, schlank und grauhaarig, lächelte er jetzt mit einer westgewandten kleinen Verbeugung zu ihr hinüber: „Wenn man den Bodensee allein haben will, muß man im Herbst kommen.“

„Und nie scheint er mir bezaubernder,“ nickte Renate, immer noch versonnen.

So kam es, daß man langsam in ein Gespräch kam und wenig später miteinander zum Rebhäuschen der Droste hinaufwanderte. Wohl waren die Weinberge schon kahl, aber noch strahlte die Erde die Sonnenwärme wieder, trug Blumen

und Gräser und entzündete auch in den beiden Menschen, verschieden an Alter und Lebenskreis, etwas Gemeinsames. Sie spürten die gleiche Freude, wie sie durch die Wiesen wanderten, sie fühlten, wie sie frei wurden von allem, was sie sonst vielleicht beengte, und fanden sich schließlich in heiterem Scherzen und einführendem Verstehen im Garten des „Wilden Mannes“ wieder am See bei einem Glase Meersburger Weißherbst, der Renate schwer und warm ins Blut ging.

„Wie jung Sie noch sind,“ meinte der Mann lächelnd, während er Renate ansah.

„Jung“, lachte Renate, „bald dreißig Jahre!“

„Dreißig Jahre, ich habe mehr als doppelt so viel hinter mir!“

„Und sind doch noch so jung, daß Sie wie ein Gymnasiast ein fremdes Mädchen auf der Straße ansprechen und mit ihm durch die Wiesen laufen.“

„Fremd sind Sie mir nicht, Renate. Wohl habe ich Sie vorher noch nie gesehen. Aber Sie sind doch in mir, als kannte ich Sie schon lange, so wie ich diesen See kenne und liebe, wie ich diesen Herbst kenne, der nie und nirgends so zauberhaft ist wie gerade hier. Ich kenne Sie, obwohl Sie wenig von sich erzählen, Frau Renate.“

„Muß ich das? Ist das demnach nicht ganz belanglos? Es gehört nicht hierher und nicht zu uns. Ich bin ja hier. Genügt das nicht?“

„Doch“, sagte der Mann, „es ist genug. Es ist fast zu viel.“

Als die Sonne einen letzten Schimmer über Renates rostfarbenes Kleid zauberte, fuhren sie nach Konstanz zurück. Der Mann legte fürsorglich seinen Mantel um Renates Schultern. Auf dem Dampfer nahm er ihre Hand einen Augenblick zwischen seine schlanken, gepflegten Finger und lächelte: „Es ist schön — Renate.“ Was schön sei, sagte er nicht, aber Renate wußte, daß er diesmal weder die Landschaft noch den Herbst meinte.

Renate war müde und schwer, als sie in Konstanz noch einmal ein Stück seeaufwärts wanderten. War es vom Wein oder der Sonne, war es der Abend oder der nahende Jöhn? So ließ sie es geschehen, daß er, leicht ihren Arm fassend, noch gleichsam einmal abschiednehmend am See entlang schritt. „Morgen werde auch ich nach Hause fahren. Dann liegen wieder Meilen zwischen uns. Doch ich werde Dein Bild mit mir nehmen, Renate, so wie Du am See saßest und nicht wußtest, daß ich Dich ansah.“

In einer seltsamen Besangenheit blieb die Frau stehen. „Der Zug, ich darf den Zug nicht verpassen,“ ging es ihr durch den Kopf, und doch riß da etwas an Herz und Nerven und machte sie unsicher. Aufschauend blickte sie in die Augen des Mannes, der lächelnd und doch wie von leiser Traurigkeit beschattet zu ihr hinsah. Sie wußte nicht, was sie tun sollte; sollte sie ihm irgend etwas Liebes sagen? Sollte sie ihre Arme um seinen Hals legen? Aber da riß er sie schon an sich, jäh, gewaltsam und drückte seine Lippen auf ihren Mund. Gleichzeitig aber brach es über sie, riß sie in einen rasenden Strudel, ihr Blut rauschte und sang und wußte nichts als Lust und Vergessen. Sie spürte den gleichen Rhythmus ihrer Körper, den gleichen Schrei ihres Blutes, der sie zueinander drängte, der wild und süß zugleich in ihr aufbrach. Nichts wußte sie von dem, der sie im Arm hielt, nichts verband sie mit ihm als die Gleichheit des Blutes, die seit Jahren nicht mehr gespürt, sie zurückversezte in Zeiten, wo in der ersten großen Liebe ihrer Jungmädchenzeit der gleiche Sturm sie erfaßt und geschüttelt hatte; als ihre Lippen mühsam einander ließen, stammelte der Mann: „Bleib, Renate, nur diese eine Nacht, bleib!“

Renate lehnte weiß und schwankend gegen einen Baum. Sie starrte in ein fremdes Gesicht, es war nicht das des Jugendfreundes und nicht das ihres Mannes. Wohl war es gütig und lieb, aber was hatte es mit ihr zu tun? Und doch, wenn sie die Augen schloß, war sie wieder da, die Verzauberung. Sie brauchte nur „ja“ zu sagen, und dieses Ja bedeutete die Erfüllung längst zurückgedrängter Wünsche und Sehnsüchte. Sie brauchte nur mit geschlossenen Augen sich ganz dem Rausch und dem Zauber der Stunde hinzugeben, ohne zu denken, nur hingeben an die überwältigende Macht des Blutes und der Erinnerung. Doch undeutlich und verschwommen zunächst, dann aber immer klarer werdend, wuchs nun hinter ihren Lidern langsam ein Bild, das Bild des Mannes, dem sie ihr Herz geschenkt hatte. Und dieses Herz, das nicht mehr ihr gehörte, fing nun leise und ziehend an zu schmerzen, bis es laut und hart in ihr schlug, so als sei es ihr zurückgegeben. Aber es hatte kaum mehr Platz in ihrer Brust. Es wurde größer und schwerer von Schlag zu Schlag, bis es sie zu erdrücken schien, ihr die Luft zum Atmen nahm. „Was soll ich mit dem Herzen?“ stammelte Renate, und laut schrie sie: „Nein,

nein, ich kann nicht, ich liebe ihn doch, mehr als mein eigenes Herz. Ich kann ihm nicht wehtun, nicht so."

Mit einer zärtlichen und gleichzeitig entsagenden Gebärde strich der Mann ihr über das erschreckte Gesicht. „Dann mußt Du wohl gehen, Renate.“ Und als er ihr behutsam, so als scheue er sich, sie noch einmal anzurühren, den Mantel um die Schultern legte, sagte er abschiednehmend: „Hab Dank für alles, Renate. Vielleicht wirst Du erst viel später wissen, was Du mir heute geschenkt hast.“

Drei Tage lief Renate herum wie im Traum.

Es war, als wäre eine Wand zwischen ihr und der Welt. Immer noch lag füß und betäubend der warme Herbsttag in ihr, immer noch rauschte ihr Blut in langen unruhigen Stößen zum Herzen. Erst langsam ließ die Verzauberung nach. Als am selben Abend ihr Mann von einer Italienreise zurückkehrte, fand er sie ruhig wie immer. Nur als sie ihre Arme um seinen Hals schlang, wagte sie nicht gleich, ihn zu küssen. So legte sie erst leise ihren Kopf dahin, wo er sein Herz hatte, sein Herz, in dem sie das ihre eingeschlossen wußte, das sie nie mehr wiederhaben wollte.

A. L.

Gepflegte Bäume, gesundes Obst.

Die durch den Weltkrieg 1914/18 und durch die Wirtschaftskrise bedingten Selbstversorgungsbestrebungen des Auslandes wirkten sich auf dem schweizerischen Obstmarkt nachteilig aus, indem der Export stark zurückging und sogar Obst aus früheren Abnehmerländern unsere einheimischen Äpfel auf den Schweizermärkten konkurrenzierte. Um diesen beiden, den schweizerischen Obstbau gefährdenden Erscheinungen wirksam entgegentreten zu können, gibt es nur den einen Weg, die Qualitätsverbesserung. Nur schweizerisches Qualitätsobst kann seine Stellung auf dem Weltmarkt behaupten, und die fremden Früchte auf unsren Märkten können nur durch Belieferung der Abnehmer mit qualitativ einwandfreiem einheimischem Obst verdrängt werden. Also hier wie dort nur das Beste!

In Fachkreisen wurde diese Notwendigkeit, die Umstellung des schweizerischen Obstbaues auf Qualitätsproduktion, sofort erkannt. Man war sich aber auch der Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung hindernd in den Weg stellen, bewußt und begriff die zurückhaltende Einstellung der Produzenten im allgemeinen. Umstellung im Obstbau bedeutet nicht nur Arbeit und vermehrte Auslagen, sondern auch Ertragsausfälle während mehreren Jahren. Dem Obstbauer konnte nicht dafür garantiert werden, daß sich seine Bemühungen jemals lohnen werden. Diese Sicherheiten mußten geschaffen werden, bevor eine Umstellung auf breiter Basis Aussicht auf Erfolg bot.

Mit der Annahme der Eidgenössischen Alkoholgesetzgebung im Jahr 1930 wurde die gesetzliche Grundlage geschaffen, um Planmäßigkeit in unsern Obstbau zu bringen. Dieses Gesetz gab dem Bund nicht nur das Recht zur Regelung der Er-

zeugung und des Handels mit gebrannten Wassern, sondern es überband ihm auch die Pflicht, den Tafelobstbau und die Verwendung der inländischen Brennereirohstoffe als Nahrungs- und Futtermittel zu fördern. Damit waren Möglichkeiten gegeben, sowohl diesbezügliche Aktionen wie Versuche zu unterstützen. Seit Inkrafttreten des Gesetzes leistet die mit der Ausführung und Überwachung der gesetzlichen Bestimmungen beauftragte Eidgenössische Alkoholverwaltung Beiträge an die von den Obstbauorganisationen durchgeföhrten Umstellungsaktionen im Obstbau und an die Bestrebungen auf dem Gebiet der brennlosen Verwertung der Obstüberschüsse und Obstprodukte. Der Frischobstkonsum wird durch Frachtzuschüsse und Abgabe von verbilligtem Obst an die Gebirgsbevölkerung und an minderbemittelte städtische Kreise zu vermehren gesucht und auf dem Gebiet des Dörrens von Mostbirnen, in der Herstellung von Obstkonzentraten usw., sowie in der Schaffung von Anlagen zur Tresteretrocknung seit Jahren erfolgreich gearbeitet.

Voraussetzung zur Erzielung gesunden und haltbaren Obstes ist ein gesunder und gepflegter Baum. Das bedingt geeignete Behandlung, viel Arbeit und Geldauslagen. Die Arbeit, bei welcher die Schädlingsbekämpfung einen breiten Raum einnimmt, kann durch Zusammenlegung der Obstbäume in Baumgärten wesentlich vereinfacht werden. Sehr wichtig ist der Kronenschnitt. Der von der kantonal-bernischen Obst- und Gartenbauschule Deschberg vor Jahren praktizierte neuzeitliche Baumschnitt hat sich für die schweizerischen Verhältnisse als richtig erwiesen, und so sind im Rahmen der Umstellungsaktionen bis zum Frühjahr 1939 mit Bundesbeiträgen über anderthalb Millionen Obstbäume nach dem